



Der »aus Wut« zum Humoristen gewordene Berliner Boheme-Künstler Paul Scheerbart (1863–1915) gehört zu den wenigen wirklich eigenständigen Figuren der phantastischen Literatur. Während H. G. Wells, Kurd Laßwitz und Jules Verne (von Vorläufern wie Julius von Voss einmal abgesehen) zwischen 1870 und 1910 fast den gesamten Themenkanon der Science Fiction festschrieben, gelang es Paul Scheerbart, unabhängig und unbeeinflusst von

diesen Unterhaltungsströmungen, einen Großteil dieser Themen in einer völlig eigenen Art aufzugreifen und zu verwenden. Dabei schrieb er in einem eigentümlichen Stil, der gewollt Simplität mit mystischen Ideen und krudestem Humor vereinigte.

Einen ersten Eindruck dieser Unabhängigkeit gibt Scheerbart im »Mondroman« »Die große Revolution«, der 1902 erschien und ihm den großen Durchbruch beim Publikum bringen sollte. Allerdings erzählt er hier eine so weit von allem Gängigen entfernte satirisch-philosophische Geschichte, dass auch hundert Jahre später das Kunstverständnis der Leserschaft immer noch aufs Äußerste beansprucht wird. Kurz gesagt gibt es auf dem Mond zwei Parteien von Mondbewohnern: Die einen wollen die seit Jahrhunderten andauernde Beobachtung der Erdbewohner fortführen, die andere Fraktion ist vom ewig Krieg führenden Homo Sapiens so enttäuscht, dass sie lieber von der Mondrückseite aus in die Ferne des Weltraums schauen wollen. Das alles beschreibt der Autor in einem Stilgemisch, das sich in einigen Passagen wie

ein Vorläufer der »New Wave« der 1960er Jahre liest, aber auch schon in Einzelstellen auf den aufkeimenden Expressionismus hinweist.

Gleiches gilt für den 1913 veröffentlichten »Asteroiden-Roman« »Lesabéndio«. Scheerbarts Meisterwerk über die Bewohner des Asteroiden Pallas, deren Anführer (und Titelheld) Lesabéndio es versteht, ihrer aller Streben nach einem gemeinsamen Ziel hin auszurichten (der Vereinigung mit einer Plasmawolke) und der am Ende selbst zu einem Himmelskörper wird, sprüht geradezu über von skurrilsten Einfällen. Die geneigten Leser*innen werden bombardiert mit wirklich »fremden« Lebensformen, mit einem politischen und kulturellen System, welches ein provozierend unvermitteltes Gegenbild zum Erdenleben darstellt, und mit einem absolut gesetzten ästhetischen Modell, das Technik und Philosophie ganz anders betrachtet und wertet als die traditionelle Science-Fiction-Literatur.

Ähnlich wie bei Olaf Stapledon gelingt es hier einem Außenseiter, in den Kosmos der phantastischen Literatur einzubrechen, ihn auszuweiten und um zwei wundervolle Werke reicher zu machen.

Horst Illmer

Paul Scheerbart »Die große Revolution – ein Mondroman«
»Lesabéndio – ein Asteroiden-Roman«
Wiederentdeckte Schätze der Science Fiction, Band 4
Vorwort: Michael Marrak, Nachwort: Hans Frey
Hirnkost, 2022, 408 Seiten, ISBN 978-3-949452-40-6
32,00 Euro (bzw. 28,00 Euro im Abonnement)



Es hätte nicht überrascht, wenn Klett-Cotta als zweiten Roman der englischen Autorin Natasha Pulley den ersten der zwei Folgebände ihres Debütromans »Der Uhrmacher in der Filigree Street« (siehe meine Rezension in der #phantastisch!# Nr. 85) veröffentlicht hätte. Doch die Wahl des Verlags fiel auf »Der Leuchtturm an der Schwelle der Zeit«, den zweitjüngsten Roman der Autorin (die übrigen sind unübersetzt), der nur wenige Gemeinsamkeiten mit »Der Uhrmacher in der Filigree Street« aufweist.

1898 steigt Joe Tournier aus einem Zug, der in Londres, im Bahnhof Gare du Roi, seine Endstation erreicht. Hoppla, nicht London und nicht King's Cross ...? Richtig, denn England hat den Dritten Koalitionskrieg gegen Napoleon Bonaparte verloren und ist Teil des französischen Kaiserreichs. Englische Bezeichnungen und Namen wurden getilgt, und es ist verpönt, die englische Sprache zu benutzen. Aber das ist das kleinere Problem von Joe Tournier: Er hat nämlich sein Gedächtnis verloren. Er kennt seinen Namen, kann anhand der Fahrkarte vollziehen, welche Strecke er zurückgelegt hat. Aber das ist alles. Ein wohlmeinender Mitreisender bringt in ihn in ein Krankenhaus, in der »stille Epilepsie« diagnostiziert wird, bei der es sich in jener Epoche um ein Massenphänomen handelt, das sich in temporärem Gedächtnisverlust äußert. Doch Tourniers Erinnerungen kehren nicht zurück. Er wird von seinem Herrn Saint-Marie (Tournier ist ein Leibeigener) und seiner (ihm nunmehr unbekannt) Ehefrau Alice aus dem Krankenhaus abgeholt. Er erhält eine Postkarte mit einer unverständlichen Botschaft, die den Leuchtturm auf der Insel Eilean Mor zeigt, die zu den Äußeren Hebriden gehört.

Nach der Entlassung aus der Leibeigenschaft beginnt Tournier als Schweißler in einem Betrieb zu arbeiten, der die Betriebstechnik von Leuchttürmen herstellt. Als der Leuchtturm von Eilean Mor ausfällt, nutzt er die Gelegenheit, dorthin zu reisen, um Reparaturen auszuführen – und natürlich, um das Geheimnis der Postkarte zu lüften. Er wird entführt und durch ein Zeitportal in

die Vergangenheit versetzt, und zwar in das Jahr 1807. Mit seinen technischen Kenntnissen (die seinen Entführern immerhin neunzig Jahre voraus sind) soll er zur Abwehr der französischen Invasoren beitragen.

»Der Leuchtturm an der Schwelle der Zeit« ist nicht unbedingt ein ausgefeilter Alternativweltroman, was die Veränderung von historischen Ereignissen und den daraus resultierenden Folgen angeht. Den Franzosen gelingt die Invasion von England, nachdem sie die Schlacht von Trafalgar (1805) gewinnen konnten. Und das war möglich, weil ihnen zuvor ein Schiff aus der Zukunft, das durch jenes Zeitportal von Eilean Mor unbeabsichtigt in die Vergangenheit gereist war, und seine Besatzung in die Hände fielen. Das mutet etwas willkürlich an, was der Autorin andererseits weitere Handlungsoptionen eröffnet. Der Schwerpunkt des Romans ist ohnehin ein anderer, und zwar die dramatische Tour de Force des Protagonisten durch eine sich verändernde Welt und durch sich verlierende Erinnerungen. Und so ist es auch konsequent, dass der Kreis der Handlung über den Protagonisten geschlossen wird, als sich dessen wahre Identität offenbart. Der Autorin gelingt die Verzahnung der Handlungsebenen und der Rückblenden, die sich in diversen Epochen abspielen, gut, und genau wie in »Der Uhrmacher in der Filigree Street« wirkt die Welt der Vergangenheit sehr authentisch (vor allem, was das Leben auf Großseglern angeht ...). Mit ihren Protagonisten und anderen Menschen geht die Autorin nicht zimperlich um, aber in jenen Zeiten, in denen sich die Romanhandlung abspielt, galten Menschenleben, um es nüchtern festzustellen, ohnehin nicht viel.

»Der Leuchtturm an der Schwelle der Zeit« ist ein etwas anderer Alternativwelt- und Zeitreiseroman, wenn ich diesen Vergleich mit den Klassikern dieses Subgenres der Science Fiction ziehen darf, und als solcher empfehlenswert.

Armin Möhle

Natasha Pulley »Der Leuchtturm an der Schwelle der Zeit«
Übersetzt von Jochen Schwarzer, Hobbit-Press Klett-Cotta, 2022,
537 Seiten, ISBN 978-3-608-98636-5 / 25 Euro



Die amerikanische Philosophin und Autorin Ayn Rand (1905 – 1982) gehört in den USA zu den einflussreichsten Gestalten im Geistesleben des 20. und 21. Jahrhunderts. Die meisten ihrer Werke erschienen auch in Deutschland, fanden hier jedoch nur wenig Zuspruch. Leider war auch ihr Hauptwerk, der utopische Roman »Atlas Shrugged«, trotz mehrerer Auflagen und unterschiedlicher Ausgaben immer nur für kurze Zeit lieferbar. Zehn Jahre nachdem sich zuletzt ein norddeutscher Ayn-Rand-

Fan von seinen Ersparnissen getrennt und einen Verlag für die auch von ihm bezahlte Übersetzung gegründet hat, liegt jetzt seit August 2021 mit »Der freie Mensch« eine weitere Neuübersetzung in dem ebenfalls neuen – und vermutlich auch extra für diese Veröffentlichung gegründeten – thinkum Verlag vor.

Eine Inhaltsangabe, die auch nur annähernd alles im Buch Vorkommende ansprechen würde, müsste den Rahmen dieser Besprechung sprengen und könnte das daran Faszinierende trotzdem nicht erklären. Trotzdem ein ganz kurzer Überblick:

In einer Zeit, in der die sozialen und politisch-kulturellen Probleme in den USA groteske Ausmaße annehmen, versucht eine Koalition aus »Gleichmachern« und »Volksfreunden« mit immer größer werdender Unverschämtheit, die Macht an sich zu reißen und den freien Handel zu beschneiden.

Als Gegenreaktion verlassen viele angesehene Männer und Frauen ihre Posten, ihre Firmen, sogar ihre Familien und verschwinden einfach. Niemand kann sagen wohin und weshalb. Mittels Notstandsgesetzgebung und Erpressung regiert von Washington aus eine Männerriege, die ihre Politik bei alkoholgeschwängerten Treffen in Clubs abspricht und alle Hemmungen fallen lässt, je mehr sich Intellektuelle, Wissenschaftler und habgierige Industrielle mit ihren Methoden abfinden bzw. sie sogar begrüßen und rechtfertigen.

Anhand zweier Einzelschicksale erzählt die Autorin vom letztlich vergeblichen Widerstand einer ebenso intelligenten wie kapitalstarken Elite, die der großen Masse der »Schmarotzer« unterlegen ist. Diese ziehen sich in ein abgelegenes Tal in den Rocky Mountains zurück und brechen alle Brücken nach draußen

ab. Es muss erst alles zusammenbrechen, bevor die dazu »Fähigen« den Laden übernehmen und wieder aufbauen können – natürlich unter dem Zeichen des Dollars.

Stilistisch ist das Buch eine Mischung von Liebes-, Abenteuer- und Zukunftsroman, vermischt mit Theorie und Philosophie. Ayn Rand ist eine ausgezeichnete Erzählerin, die weiß, wann sie das Tempo anziehen muss, wann sie dem Leser Verschnaufpausen gönnen kann und wie viel theoretische Abhandlung ein Gespräch verträgt, bevor es langweilig wird. An einigen Stellen allerdings geht die Leidenschaft für ihre Idee mit ihr durch, und sie versprüht diese Begeisterung in einem die Leser erschöpfenden Ausmaß.

Diese Idee geht von einem elitären Standpunkt aus, der nur die persönliche Leistung anerkennt. Der Mensch muss zu seinen Taten und Gedanken stehen, keine Religion, keine Philosophie ist gestattet, welche Schwäche entschuldigt oder Verantwortung auf andere Schultern lädt. Es ist eine Idee, in der der Wohlfahrtsstaat nicht möglich ist und keine soziale Marktwirtschaft vorkommt. Kapitalismus und Egoismus pur – wobei Ayn Rand davon ausgeht, dass es positive Ergebnisse nach sich zieht, wenn jeder Mensch nach seinem »Wert« behandelt wird.

Mit »Der freie Mensch« liegt eine kapitalistische Utopie vor. Damit gehört das Buch zu einer äußerst seltenen literarischen Spezies, da solche Gedankengebäude zumeist »links« stehen. In den Zeiten der täglichen Nachrichten über nicht mehr zu finanzierende Staatsleistungen und die politischen Verwerfungen in den USA, erscheint es dringend nötig, sich Gedanken über die Hintergründe dieser Entwicklungen zu machen. Das Buch von Ayn Rand bietet jede Menge Stoff für rege Diskussionen – und einen Einblick in das Innerste der amerikanischen Wirtschaftsseele.

#Horst Illmer#

Ayn Rand »Der freie Mensch«
Übersetzt von Michael & Thomas Görden, thinkum Verlag, 2021,
1487 Seiten, ISBN 978-3-949522-00-0 / 49,99 Euro